

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1913

320 (18.11.1913) Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Karlsruher Tagblatt

Tägliche Unterhaltungsbeilage

zum Karlsruher Tagblatt

Dienstag, 18. November 1913
Montags erscheint keine Beilage.

Verantwortlich für die Redaktion
Gustav Reppert

(Nachdruck des Romans und sämtlicher Artikel verboten.)

Ein Dorfwinkel

von Camille Lemonnier.
Berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von
Jean Paul d'Ardeschah.

„Jesus, so einer! Man könnt' ihn besser verstehen, wenn er Latein spräche wie der Herr Pfarrer. Das wird ihm schon was nützen, ob er ihm etwas sagt oder nicht sagt, und niemand wird dabei etwas gewinnen. Macht jetzt nur aber, daß Ihr aufsteht und wegtommt, Lamm, damit Euer Onkel nicht meint, daß Ihr um die kommt, die er zu seiner Frau machen will.“

„Dann wird er nur das wissen, was wahr ist“, sagte Lamm.

Santie schien sehr erstaunt.
„Was Ihr da nicht sagt? Ihr seid wegen Kooje gekommen heute?“

„Das weiß sie gut, daß ich heute und jeden anderen Tag nur für sie hergekommen bin.“

„Ist?“ staunte Kooje. „Wie habe ich denn das aber denken können von Euch, Lamm, wo Ihr mir doch nie so etwas gesagt habt?“

Lamm sah sie argwöhnisch an, pffft durch die Zähne und sagte:

„Wenn das nicht zum Lachen wär' ...“

„Ihr seid mir einer! Santje schüttelte den Kopf. „Da soll nur einer wissen, was Ihr Euch denkt. Wenn es nichts zu reden gibt, habt Ihr was zu sagen, und wenn es an der Zeit ist, haßt du nicht gehen, weg ist der Vogel. Jetzt paßt Ihr mir aber auf, Lamm, und sagt mir die reine Wahrheit, wenn ich Euch frage: Warum kommt Ihr in Jan Elms Haus?“

„Weil es mir Spaß macht“, brummte Lamm und ging auf die Tür zu.

„Guten Abend.“

Aber er kam nicht gleich dazu; er sah Kooje noch einmal an und seufzte auf. Vielleicht hatte er gedacht, daß sie ihm noch etwas sagen würde, aber weder Kooje noch Santje sagte ein Wort. Da ging er denn.

Kaum aber war er draußen, begann er zu fluchen:

„So ein Dummkopf, der ich bin, so ein dreifacher Esel! Er machte kehrt und klopfte wieder an.“

„Del Santje!“

„Na, das muß ich sagen, mein Sohn, Ihr kommt mir doch etwas zu oft zu Eurem Spaß, ohne zu fragen, ob das auch anderen Leuten gefällt.“ sagte Santje beim Dessnen.

„Ach, Ihr wißt das doch nicht, wie das mit mir steht, wenn ich die Kooje nicht in meiner Nähe hab', da gibt es so viel, das ich Ihr sagen möchte, wenn sie aber da ist, dann weiß ich von nichts mehr was ab.“

Er sah wieder zu Elms Tochter hinüber.
„Kooje“ versuchte er, „Kooje, ich ... ich will ... ich wollte ... Ich meinte nur, ich hab' hier eine Pfeife gehabt.“

„Na, lachte Santje und stieß ihn von hinten an. „Ich glaube, hier bin ich nötig. Was hat er doch gesagt? Wenn er weg ist von der Kooje, da hat er ihr wunder was zu sagen, und wenn er sie sieht, da weiß er nicht mehr ein noch aus ... Na ja, so was war das doch?“

„Santie weiß das, ja, ja ... Santje hat recht.“ „Schön!“ drängt Santje, „da handelt es sich ja nur noch um das was folgt.“

„Kooje, Gott soll es bezeugen, daß ich nie etwas anderes gewollt hab' als Euch zur Frau zu nehmen.“

Und der treuherzige Lamm schlug seine Augen dabei so hoch zum Himmel auf, daß die runde kleine Magd, die schon knapp ihre zwei Minuten hintereinander ihren Ernst behalten konnte, ihre Schürze vors Gesicht hielt, um nicht merken zu lassen, daß sie sich gar zu gerne wieder über ihn lustig gemacht hätte. Es war aber nicht so mit Kooje, als sie die schlichten Worte aus dem Munde des ehrlichen Burschen hörte. In ihre frischen roten Wangen stieg es heiß auf, so daß sie ganz purpurn wurden, und ihre Augen leuchteten auf wie Wasser im Sonnenschein.

„O! Lamm!“ rief sie und lächelte ihn an, „endlich nehmt Ihr Euch Mühe wie ein rechter Mann. Aber so lange hättet Ihr mich nicht warten lassen brauchen. Da wär' uns all das vielleicht erspart geblieben, was jetzt unser Unglück ausmacht.“

Und ehe noch Santje richtig sah, ging ganz plötzlich Koojes Lachen in Reinen über, und es blieb nur ein furchtbares kleines Bauernmädchen, das mit ihrem Herzen nicht mehr aus noch ein wußte, und die Tränen, in denen mehr Freude als Leid war, rollten ihr bis an die Mundwinkel, wo sie wie blühende Taurotopen hängen blieben.

Da war es auch um die lustige kleine Santje gekommen, ihr Herz geriet in Erregung und ihre Augenbrauen zuckten, und sie benahm sich, als ob sie am liebsten auch geweint hätte. Sie war aber so geartet, daß Tränen bei ihr gar nicht kommen wollten. Anstatt zu weinen, riß sie plötzlich ihre Lippen auf und brach in ein nicht endenwollendes Gelächter aus; man konnte über ihre zuckende Zunge hinweg, die sich mühte Worte zu finden, bis in ihren roten Gaumen hineinsehen.

„Dann macht aber rasch, Lamm“, kamen ihr endlich die Worte, „denn es ist Zeit zu wissen, was Ihr jetzt für unsere junge Herrin tun wollt, denn Ihr seit mir jetzt wie einer, der den Honig für sich haben will, wenn die Bienen im Stod sind.“

„Ach! Kooje! da kennt Ihr mich noch nicht, ich schen mich vor keiner wütigen Kuh, auch nicht vor einem Keel, der mir im Wald anflauern

sollte. Aber wenn ich vor Euch steh', dann komm ich mir vor wie ein dummer Junge, der nicht weiß, wozu er seine Hände und seine Zunge hat. Wie eine Fliege bin ich, der die Glieder vor Kälte steif geworden sind und der die Kraft abgibt, loszuspringen.“

„Ich hab' schon von manchem was abgewußt, Lamm“, nickte Kooje, „das hab ich wohl. Von dem Tag an, glaub' ich, wo Ihr an der Wiege vorbeigekommen seid, wo ich gemäht hatte, und wo Ihr da ganze zwei Stunden am Weg gefressen habt, um auf mich zu schauen, und immer geschwiegen habt. Da hab' ich es schon gefühlt, daß Ihr da die Luft verloren hattet, anderer Mädchen wegen Kirmeßen zu besuchen. Und wie Ihr da plötzlich aufgestanden seid und mir gesagt habt: „Die Sonne brennt, Kooje, setzt Euch in den Schatten, ich werd' die Wiege für Euch zu Ende mähen.“ da hab' ich gelacht, und Ihr habt so fein gut gemäht, daß die Wiege wie geföhren aussah, nicht?“

„Schön, schon und ich hätte gleich lieber die ganze Nacht und den nächsten Tag und noch einen dazu gemäht, um Euch Freude zu machen. Und von da an ist das dann so gekommen, daß wenn Kooje irgendwo war, da bin ich auch da gewesen, ja.“

„Schön! Teufel noch mal, Ihr könnt genug airen, wenn Ihr in der Ehe seid, da habt Ihr Zeit!“ schrie Santje dazwischen. „Wer zu früh viel spricht, dem gehen die Worte aus für später. Und das ist ein Nummer, der seine Kuh das Gras im Frühjahr freisen läßt, daß ihm dann kein Heu für den Winter wächst.“

„Santie hat recht“, sagte Lamm traurig, „aber der Regen und die Sonne erlauben es nicht immer, daß aus schönem Gras gutes Heu wird.“ Als er das sagte, war ihm scheinbar der Mut wieder ganz gefahren, denn wenn er auch auf den Feldern immer auf dem Pösten war und kein Mißgeschick ihm da etwas anhaben konnte, so war das doch nicht so, wenn sein Herz in Mitleidenschaft gezogen wurde.

„Ist das nicht wirklich eine Schande“, redete Santje ihn an, „wenn ein Mann die Art aus der Hand wirft, es' er noch verurteilt hat, auf die Erde einzuhauen und sich damit entschuldigen will, daß es ihm nichts nützt, weil er sie doch nicht umhauen kann? Ach was! Lamm, aus Euch wird niemals ein Mann!“

„Doch, doch! Santje!“ schrie sie der große Bursche an. „Ihr müßt mir nur sagen, was ich machen soll, denn vorgehen tu ich schon lieber, als mir was zurechtzulegen.“

Pflicht hörte man Urulas Stimme aus der anderen Ecke der Stube rufen.

„Ihr Mädchen da! es ist jetzt Zeit, daß ihr dem Lamm sagt, er sollte jetzt gehen. Der Bauer muß bald heimkommen.“

Und als ihr niemand antwortete, erhob sie sich und kam auf sie zu.

„Mutter“, fragte Santje und schlug Lamm auf die Schulter, „seht mal diesen hier, der ist ein junger starker Kerl und der andere ist grau. Wen würdet Ihr nehmen, wenn Ihr Jungfer wäret?“

„Da ist nichts zu sagen“, antwortete Urula, „denn wir haben nicht über uns zu bestimmen.“

„Gut, Mutter, dann werd' ich es sagen“, fuhr Kooje auf. „Niemals, Ihr hört es jetzt, nehm ich Kooje Snipzel zum Mann und wenn er selbst als König von Belgien um mich freien käm.“

Urula sah sich bebend nach der Tür um.

„Ihr sollt nicht so laut reden, Mädchen, denn es ist nicht gut, wenn den Bauern der Zorn ankommt.“

Dann fügte sie aber ganz leise mit einer bewegten Stimme hinzu:

„Von mir aus soll euch kein Strohhalme in den Weg kommen, da soll Gott für sein, ihr Leben!“

Sie schwieg, als ob sie furchtete, schon zuviel gesagt zu haben.

Lamm ergriff die Hand seiner Kooje und sah sie ärtlich an, und so verwirrt war er dabei, daß er drei-, viermal hintereinander ihren Namen sagte.

Santie hatte sich inzwischen unerwartet entfernt und keiner wußte wohin.

Nach einer Weile ging die Tür auf, und sie war es, die rief:

„Die Pächter, die stehen mitten im Wirtshaus in der Schankstube, ich hab' es durchs Fenster gesehen. Es ist Zeit, daß ihr euch schnell noch in wenigen Worten alles sagt, was ihr zu sagen habt.“

„Santie“, sagte Lamm, in einem plötzlichen Herzenserguß, der sehr komisch war. „Ihr sollt uns nie verlassen!“

„Schön, schön“, rief diese.

„Und Ihr werdet uns doch immer helfen, Santje“, bat Kooje überreits.

„Ach, gute Santje“, beteuerte Lamm, „Ihr habt einen Verstand für zwei. Ich will es auch immer so machen, wie Ihr das für gut haltet.“

Sie wurden plötzlich wie geschwächte Elstern und unruhig wie Fliegen vorm Gewitter.

„Santie hin, Santje her, die liebe Santje!“ rief die dralle Magd und lachte. „Das ist Santjes Kirmeß. Das macht aber die Sache nicht besser.“

Es war als suchte sie nach irgend einem guten Gedanken, dessen sie nicht habhaft werden konnte. Sie mußte ihn doch aber schließlich gefunden haben, denn sie klatschte in die Hände und fragte kurzweg:

„Lamm, sagt mir gleich, Ihr könnt mich doch gut leiden?“

Und als der lange Bursch ihr zugab, daß es so sei, und daß er sie liebte, sagte sie ihm:

„Das ist mir nicht genug, Ihr müßt mich grad so lieben wie die Kooje.“

(Fortsetzung folgt.)

Richard Dehmel.

(Geboren 18. November 1863.)

Von Franz Servaes.

Als ich Dehmel zum ersten Male sah, erschraf ich. Es war vor etwa fünfundsiebenzig Jahren auf einem jener Bohème-Feste in Friedrichshagen, die zwischen Trunkenheit, Tanzmut, Disziplinlosigkeit und Verächtlichkeit so wunderbar auf und ab wogten. Es war noch zu Beginn des Festes und wir saßen in leidlich gestifter Haltung an einer hüfelförmig aufgestellten großen Tafel, wohl unter vierzig bis fünfzig, beide Geschlechter durcheinander gemischt. Ich war gerade im Begriff, mich in die Frau eines Freundes zu verlieben — was in Friedrichshagen einfach „de riveur“ war —, als mein Blick in die Mitte der Quartette schweifte und dort auf einem Mannesantlitz haften blieb, über den ich wahrhaftig das liebste Weibchen an meiner Seite für ein paar Minuten vergaß. Ein Bursch von Daaren flackerte um ein bleich-gelbliches, von Widerprüchen leidenschaftlich zerfetztes Gesicht. Des Bienen sah ich es in diesen Zügen aufleuchten, gleich als führe ein Blick aus einer Gewitterwolke und ließe eine verjüngte schöne Landschaft aufkommen; zuweilen auch feige, grell und gependelt, ein Lachen durch das Antlitz, und dann war es, als ob ein Gott sich in einen Sator verwandelt. Ich fühlte mich unheimlich beruhigt, und zugleich unwiderstehlich angezogen. Dieser Mensch da, kühlerte ich meinem Nachbar zu, „hat etwas Erschreckendes. Er ist entweder ein Paralytiker oder ein Genie.“ Ich liebte damals derlei große Worte und fühlte mich, überdies als Sohn eines Nervenzarzes, zu einer physiognomischen Diagnose besonders berechtigt. „Was wollen Sie“, erwiderte der Angeredete. „Das ist ein braver lieber Kamerad und eben im Begriff, ein recht talentvolles Versbuch herauszugeben. „Erlösungen“ heißt es.“ „Will er andere erlösen?“ fragte ich ein wenig süffisant. „Oder ringt er nach seiner eigenen Erlösung? Mich dünkt, er hat mit dieser noch genug zu tun.“ „Das ist es eben“, kam mir als Antwort zurück, „bei Dehmel freitet das eigene Erlösungsbedürfnis mit dem Trieb, sich als Weltretter zu fühlen. Darum ringt er so inbrünstig nach innerem Ausgleich und Harmonie. Er ist durch und durch Eristiker und zu allen großen Extremen geneigt. Seine Seele wird verzehrt von glühender priesterlicher Sehnsucht; aber das Tier in ihm will sich nicht beruhigen und bellt wild und begerlich baywischen. Darum haben Sie recht, wenn Sie seine

Existenz für gefährdet und problematisch halten. Er wankt gleichsam unaufhörlich auf einem dunklen Höhenabgrund, in den er mit Schauern und oft auch mit Entzünden herniederstürzt. Was ihn retten kann, ist allein ein Wunder, ist die Kunst. Wenn die Hügel, die ihm unerschütterlich an den Schultern wachsen, stark genug sind, so werden sie ihn hinübertragen und er schwebt dann lächelnd über dem Abgrund. Aber noch ist es unentschieden, ob der Lucifer in ihm fliegen wird oder der Michael.“

Wie gesagt, das war vor fünfundsiebenzig Jahren. Und längst seitdem hat der Michael in Dehmel gesiegt. Gott sei Dank nicht mit solch zerfetzender Vollständigkeit, daß der schöne dunkle Lucifer bis auf die letzte zerstört worden wäre. Aber er ist an die Kette gelegt, und ist dort ein gefahrloses, knurrendes, zuweilen auch zähnefletschendes Haustier geworden. Und immer wieder, von Zeit zu Zeit, erinnert er uns daran, daß er da ist, unterworfen zwar und lahm gedrückt, doch lebendig. Und das ist auch ganz gut so. Was hätte uns ein Dehmel zu bedeuten, der ganz Michael geworden wäre? Die Würde des inneren unaussprechlichen Widerstandes darf ihm nicht fehlen, gleichwie die Narben des jahrzehntelangen verzehrenden Selbstkampfes seinem Antlitz so gut stehen und dem prachtvollen unvergleichlichen Kopf das Gemüthserschütternde, das Menschlich-Reichbelebende geben.

Vielleicht hätte es nur einer ganz kleinen Dosis anderer Mischung bedurft, und aus Dehmel wäre ein fanatischerer Religionsprediger geworden: etwa ein Missionar, dem es hätte bestimmt sein können, im fernem Osten unter aufgehenden Osthorizonten sein Märtyrertum zu verprühen. Oder wieder eine nur wenig andere Dosis; und der sozialistische Agitator wäre entstanden, vielleicht gar der anarchistische Aufwiegler, der nach links mit Bebel und nach rechts mit dem Staat sich solange herumgebißten hätte, bis er schließlich „hoppengemommen“ wäre und in Kerker hätte verschmachten können. Oder abermals eine andere Dosis; und ein hochbestalteter Philosophieversteher wäre anpaßiert gekommen, zwar ein Mann mit ziemlich aufwiegenden Zügen, die aber nach und nach sich durchziehen würden, um ihren Urheber zum Geheimrat, wo nicht zum Erzkanzler machen könnten. Vor allen diesen Eventualitäten ist Dehmel bewahrt geblieben, denn die Göttin der Dichtkunst nahm ihn an die Hand, und führte ihn ... zwar nur in ein bescheidenes Heim und an einen schmalen Herd, aber sie ließ Worte aus ihm hervorströmen, die wie Glanz durch die Welt wehen. Und dies war von allen Eventualitäten zweifellos die beste. Wenn schon für Dehmel selber, der mit

allen schmerzhaften Verzweiflungen sein bestgehendes Hochgefühl gewiß nicht zu teuer erkaufte hat — so vor allem für uns, die wir seine Gaben haben empfangen und uns daran emporentwickeln dürfen. Es ist ja nicht bloß dieses, daß uns Dehmel mit einer Reihe von Gesichtsbildern und mit Hunderten einzelner Zeilen, die wie Erleuchtungen in uns führten, ganz neue und unerhörte Genüsse bereitet hat — es ist vor allem Dinge das andere, daß er in seiner Gesamtpersönlichkeit uns ein symbolischer Mensch geworden ist, in dem unendlich vieles von unserer innersten Kämpfen und Bedrängnissen und von unserer erbittertesten, erschüttertesten und visionärsten Stegen leibhaftig und erhöhte Gestalt angenommen hat. Er steht in dieser Hinsicht dicht neben Gerhart Hauptmann, ein ganzlich anderer zwar, aber ein vielfach ebenbürtig zu nennender Bruder. Diese unsere beiden Väter, sie sind gleichsam nur deshalb auf die Welt gekommen, um dem idealistisch ringenden Deutschland unserer Tage, das in groben und häßlichen materialistischen Klumpen oft fast erstarrt zu werden droht, für kommende Zeiten einen Abdruck seiner Gestalt zu hinterlassen. Und solz dürfen wir uns sagen: sie sind Blut von unserem Blut, und wir auch von ihrem!

So ist denn Dehmel als Erscheinung vor allem eine Kulturmacht. Darum verliert es nichts, daß die schönsten Lieber, die er gezeugen, ganz überwiegend seiner Jugend entstammen, den janzigsten und zum Teil auch den dreißiger Jahren seines Lebens. Das liegt gleichsam in der Natur der Sache. Es war die Zeit der stärksten inneren Erlebnisse, der bestksten gefährlichsten Entwicklung. Was nachher kam, war mehr ein stilles Einruhen, ein gelassenes Ausarbeiten, ein durchgängigstes Reifeinlassen. War früher der Dichter größer, so später der Künstler. Und aus dem Künstler schälte sich der Kulturpolitiker und der Weltweise. Alles dieses zusammen macht erst den ganzen Menschen, schafft die repräsentative Persönlichkeit. Und wenn die Spenden, die er heute austellt, länger bemessen sind und nicht mehr von der alten Blut und Säfte, so fühlen wir doch aus j dem Wort, das er zu uns spricht, immer noch denselben Menschen heraus, der das Wunder dieser Jugend erlebt hat, mit ihrem unbegreiflich reichen Aufsteigen innerer neuer Empfindungen, Träume, Rhythmen und Formen.

Nichts zeigt so sehr den großen Lyriker, als wenn einer, gegenüber allen bisserigen ästhetischen Gegebenheiten, immer noch wieder einen Schritt zurück zu tun vermag, der in das tiefe Dunkel menschlicher Ursprünglichkeit und unbeschriebener erster Regungen führt. Dies war

dem jungen Dehmel in so reichem Maße beschieden gewesen, daß wir immer wieder von neuem staunen müssen, wenn wir die alten Gedichte zum vielleicht fünfzigsten Male zur Hand nehmen. Es gibt da zu unserer Dichtung nur eine Parallele: der junge Goethe. Doch das dunkle Dehmelsche Temperament, mit seinem geheimnisvollen Wühlen und seinen furchtbaren Explosionen, führt überall zu ganz neuen Ausmalungen seelischer Erlebnisse. Unagabares wird gestaltet — am kühnsten vielleicht in der „Venus Anadyomene“ den „Verwandlungen“ — kaum je Erlauchtes mit feinstem Ohr aufgefangen. Etwa die Stimmung einer schwülen Stunde, unmittelbar vor Ausbruch eines Gewitters; doch nicht etwa beschrieben, sondern in seelischen Reflexen voll atterndster Vibration widergespiegelt. Oder das Mannesbängen in gewändernder Lebensfülle, jene eigentümliche Furcht vor dem Glück, in der uralte Gemüthsängste schlummern. Oder auch das Gegenteil davon: sei es das verzehrende Sichsehen nachts im Graue, wenn der Mond silbert und die Blüten glühen, oder das wilde beherzte Begehren, wenn alle Pulse ungeduldig fliegen und die ganze Erde als Brautbett gut genug scheint. In allen diesen und hundert anderen Gedichten ist es vor allem das wilde eigenartige Pochen des Rhythmus, jene unmittelbare, unerklärliche Eingebung des schöpferischen Augenblicks, wodurch das Erlebnis so drängend nahe gerückt und doch wiederum mit soviel entfernten Rätseln unfassbar durchwoben wird. Jene verlangende und gärende Unruhe, die wohl das Grundphänomen des Dehmelschen Dichtertemperaments bildet, und aus der Visionen, Phantasien und Estasen wie bunte Sterne geboren werden, steht sich in dieser Weise gleichsam unmittelbar, noch undurchkreuzt vom reflektierenden Verstand, in Form um. Es hat dann später der Verstand an Dehmels lyrischer Schöpfung oft reichlichen und reifen Anteil genommen, so wohl überlegen sichtlich und geschmackvoll abmessend, wie mitunter auch die Naivität und Ziellosigkeit des dichterischen Gesichtes bedrohend. Aber diese Gefahr lang nun einmal in Dehmels ganzer innerer Entwicklung. Er mußte den Verstand als Beihelfer aufrufen, wenn er den oft allzu träben Gärungen, die nicht immer genialisch sich erhellten ließen, aufstehen und in tauffer errungenen Klärungen sich eine feste Basis dauerhafter seelischer Befundungen verschaffen wollte.

Diese starke und heldenhafte innere Arbeit, die auf nichts Geringeres zielt, als mit der eigenen Seele zugleich die ganze äußere Welt seinem höheren Bewußtsein zu unterwerfen, fällt Deh-

mels spätere dichterische Tätigkeit, vor allem zwischen dem fünfundsingzigsten und fünfundsingzigsten Lebensjahre, an. Er selbst hat einmal von der „verlängerten Pubertät“, die sich bei genialen Naturen beobachten läßt, mit tiefen Worten gesprochen. Nichts anderes beobachten wir bei ihm selber. Oft durch Krämpfe und Schmachten geht es hindurch, aber immer klarer und sicherer wird der Weg, immer leuchtender und winkender der schließliche ideale Erfolg. Gerade die herrlichsten poetischen Schöpfungen begleiten diesen dornenvollen Lebensweg. Keine Tiefe und kein Gefühls, kein Stumpf und keine Fehlbühle, keine Kaderlichkeit und keine Verschmähung haben je diesen Dichter zurückgehalten, seinen Weg, der ihn durch alle Hüllen zu allen Himmeln zu führen hatte, mutig zu beschreiten. Und er hatte dabei die Gütergabe, alles, was er mit geweihten Händen anfing, in Gold zu verwandeln, auch das Verurteilte und Gemeine. Wohl in keinem Werke des Dichters läßt sich dieser grandiose Auftrieb so sicher, leuchtend und bezwingend verfolgen, wie in dem für die Unsterblichkeit bestimmten „Johannes“, „Die Verwandlungen der Venus“. Bis ins höchste geistige Gebiet, bis in die Glorie letzter Ueberwindungen werden wir hier emporgelührt. Dasselbe hat der Dichter dann mit noch durchdachterer Systematik, aber dafür auch mit verminderter Ungewöhnlichkeit in dem Roman in Romanzen „Zwei Menschen“ durchgeführt, der vielfach als das dichterische Hauptwerk Dehmels hingestellt wird. In allen diesen Werken ist der Grundton immer derselbe: die tiefe brünnliche Selbsterlösung einer sich aufwärts ringenden Menschenseele. Ein herrlicheres Schauspiel gibt es nicht im Gesamtbereich der Natur. Es löst uns ebenso entzogen in Beethovens Sinfonien, wie es herausleuchtet aus Michelangelos Fresken und Grabmälern. Daß Richard Dehmel gleichfalls in diese Reihe der durch Wahrheit- und Schönheitstüden im Reiche der Kunst sich Befreiernden und Emporkämpfernden gehört, das ist gewiß das Höchste, das man ihm zum Ruhme heute sagen kann, wenn man dem Schicksal dafür danken will, daß es uns ihn vor fünfzig Jahren geschenkt hat.

Allerlei.

Japanische Theaterankedoten. Frau Hanato, graziöse kleine Japanerin, deren wundervolle Schauspielkunst vor einiger Zeit auch in Deutschland Staunen erregte, weil zurzeit auf einer Gaijümpferfahrt in Italien und spielt in diesen Tagen in Florenz. Der italienische Schriftsteller Jarro fand Gelegenheit, sich mit der japanischen Tragödin zu unterhalten, und im Gespräch erzählte ihm Frau Hanato lächelnd einige lustige Anekdoten aus dem japanischen Theaterleben, die zeigen, daß auch im Reiche der aufgehenden Sonne der Humor im Bühnenleben zu seinem Rechte kommt. „In den japanischen Theatern“, so erzählte Frau Hanato mit einem anmutig ironischen distinkten Hinweis auf andersartige europäische Theaterfinten, „kommt es nur sehr selten vor, daß ein Freibillett gegeben wird.

Eines Abends aber besuchte ein europäischer Beamter den ihm befreundeten Direktor des größten Theaters in Tokio. Der Direktor, der europäische Höflichkeit kennt, beicht sich auch, seinem Gäste einen der besten Plätze in seinem Theater anzubieten. Allein er hat keine Billetts bei sich zu Hause, und unglücklicherweise auch niemand, den er dem Gäste mitgeben kann, um den Fremden bei den Billett-kontrolluren zu legitimieren. Die Stunde des Vorstellungsbegins nahte, Eile war geboten, der Gast wollte die Gelegenheit nicht veräumen, und so kam der Direktor auf den originellen Einfall, dem europäischen Freunde die erforderliche Legitimation — auf dessen fleische Hemdenbrust zu schreiben. Mit Bleistift notierte er: „Gut für einen ersten Platz“, wozu er seine Unterschrift setzte. Der Gast knüpfte seine Weste wieder zu, eilte zum Theater, öffnete wieder ein paar Knöpfe seiner Weste, zeigte dem Portier die Inschrift und passierte auch anstandslos die Sperre. Man führt ihn an seinen Platz. Allein bei uns in Japan besteht die Sitte, daß jedem Theaterbesucher, sobald er seinen Platz eingenommen hat, die Eintrittskarte abgefordert wird. Und getreu seiner Vorschrift packt der Theaterbesucher den Herrn am Hemdsärmel: „Verzeihen Sie, aber ich muß Ihr Billett haben!“ „Wieso?“ fragt der nicht wenig verblüffte Fremde. „Es ist Vorschrift“, erklärte der Diener. Er wollte durchaus das Hemd des Besuchers, das die Billettanweisung trug, haben, und erst nach langen Auseinandersetzungen ließ sich der Pflichtgetreue davon überzeugen, daß er in diesem Falle auf das Billett verzichten müßte.

Eine andere Geschichte handelt von einem listigen Streich, den ein Schauspieler vor einiger Zeit seinem auf seinen Ruhm als Regisseur sehr eifriger Theaterdirektor spielte. Man weiß, daß die japanische Dramatik grausige Situationen nicht scheut; in einem Stücke war eine Enthauptung darzustellen. Der Direktor-Regisseur hatte einen glänzenden Regie-Einfall: er wollte das abgeschlagene Haupt realistisch auf der Bühne erscheinen lassen. In einem Kistchen, dessen dem Publikum zugewandten drei Seiten verhängt waren, verpackte er einen Schauspieler. Der ließ dann nur seinen Kopf, prächtig blutig geschminkt, über dem Tischrand erscheinen; als wirklich abgeschlagener Kopf aus Fleisch und Blut. Aber ein Mitspieler war hochhaft genug, an die Stelle, an der im gezeichneten Augenbild der Kopf auftauchte, Schnupftabak zu streuen. Und so erlebte man denn das grauenvoll tonische Schauspiel, daß der abgeschlagene Kopf plötzlich die Augen zu verdrehen begann, trampfhaft das Gesicht verzerrte und sich verzweifelt bemühte, nicht zu niesen. Aber es half nichts; er niese doch, und selten war die heitere Begeisterung des Publikums so groß wie an jenem Abend.

Wodurch kann man den Franzosen am meisten imponieren kann. Auf dem ersten der berühmten parlamentarischen Abende, die Fürst Bismarck veranstaltete, und an dem auch zahlreiche Abgeordnete des ersten norddeutschen Reichstags teilnahmen, — es war am 24. April 1869 — wurde von dem stets zu Scherzen aufgelegten Herrn v. Unruh Magdeburg die Frage aufgeworfen:

„Wodurch können wir den Franzosen am meisten imponieren?“ — „Durch unser starkes Heer“ wurde u. a. geantwortet. Doch Herr von Unruh schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist falsch! Unser Heer wird den Franzosen nicht imponieren, da sie das ihre für weit besser halten. Aber wir verraten, daß unsere drei Reichstagspräsidenten Simson, Ujest und Denigsen zusammen nicht weniger als 27 Kinder haben. Jeder hat nämlich neun.“ Lachend wurde die Richtigkeit dieser Behauptung zugegeben.

Giftiger Honig. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß manche Honigsorten keineswegs die hervorragenden Eigenschaften des gewöhnlichen, von unseren Bienen gesammelten zuckerreichen Saftes haben, sondern vielmehr durch ihre chemische Zusammensetzung die Gesundheit des Menschen gefährden können. Der von den Hummeln gesammelte Honig darf z. B. unter keinen Umständen gegessen werden, da diese Insekten auch den giftigen Sturmbut (aconitum) fressen. Schon Xenophon erzählt von einer Vergiftung seiner Soldaten durch Honiggenuß in der Nähe von Trapezunt; wie neuere Forschungen ergeben haben, dürfte als Ursache zwei im benachbarten Kaukasus heimische, von Bienen vielbesuchte Pflanzen in Frage kommen: die pontische (Rhododendron ponticum) und die gelbe Alpenrose (R. flavum). In den Büschen Trapezunts hat der französische Botaniker H. de Saint-Pierre am eigenen Leib die Schädlichkeit des wahrhaftig an Paulinien Australis gesammelten Honigs erfahren. Er fand auf einer Wanderung ein Wespennest an einem niedrigen Strauch und begrüßte den angenehm süß schmeckenden Inhalt als willkommene Zugabe zum Frühstück. Aber nur zu bald bemerkte er an sich und seinen beiden Begleitern die üblen Folgen ihrer Raserei: neben furchterlichen Magenkrämpfen qualten ihn allerlei Wahnhelden, Tränen flossen ihm aus den Augen, und ein Lähmungsfall erschöpfte ihn aufs äußerste. Seine Sehraft schwand, und er glaubte schon sein Ende nahe. Da endlich gelang es zwei hinzugekommenen Begleitern, ihn gegen Sonnenuntergang durch Einflößen von lauem Wasser zur Besinnung zu bringen. Nester derselben Wespenart in anderen Gegenden enthalten dagegen Honig, der ohne jeden Schaden genossen werden konnte, der beste Beweis, daß nur die Pflanzen, welche die Wespen besucht hatten, für die Giftigkeit des Honigs verantwortlich zu machen sind. Die Kautannennung aus diesen Erfahrungen ist von jedem Bienenzüchter leicht zu sichten.

Lustiges.

Vom lustigen Onkel Sam.

Der tüchtige Junge. Erste Mutter: „Mein Reginald muß jedes Jahr eine Anzahl neuer Schulbücher haben.“ Zweite Mutter: „Da sollte er sich an meinem Harold ein Muster nehmen. Sehen Sie, mein Harold behält dieselben Bücher immer ganze drei Jahre.“ Uebertrumpft. Es war ein Vortrag in der Sonntagsschule. Ein junger Mann sollte

sprechen und sein Thema war „Das Licht“. Und er fing an: „Im Anfang sagte Gott, es werde Licht, und es ward Licht. Und nun wollen wir uns zu den modernen Verbesserungen wenden.“

„Praktische Winke“. „Eine wirklich gute Hausfrauenzeitung denkt doch an alles.“ „Nun, was enthält den die neueste Nummer?“ „Unter den „Praktischen Winken“ eine genaue Anweisung, wie man aus einer alten Tomatenbüchse die prächtigste Suftragettombone macht.“

Selbstkritik. Herr im Restaurant: „Sagen Sie, Kellner, gibst denn heute keine Suppe?“ Kellner: „Es gab, Herr, aber ich habe sie weggegeben.“

Das kleinere Uebel. Briggs: „Sie müssen doch eine Menge Sorgen damit haben, Ihre Frau so auf der Höhe der Mode zu erhalten?“ Briggs: „Ach, ja, aber nichts gegen die Sorgen, die ich hätte, wenn ich es nicht täte.“

Das Duell mit blutigem Ausgang. „Bei meiner Reise nach Frankreich war ich auch bei einem Duell zugegen.“ „Wurde jemand verwundet?“ „Ja, einer der beiden Gegner brach sich eine Rippe, als er den anderen nach dem Duell umarmte.“

Was ist ein Diplomat? „Ein Diplomat ist ein Mann, der den Geburtstag einer Dame behält und ihr Alter vergißt.“

Rätsellecke.

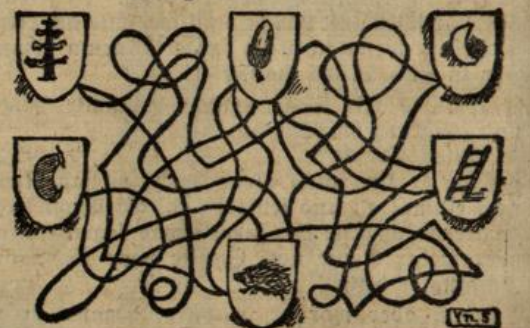
(Auflösungen folgen in der Sonntagsnummer).

Silberrätsel.

a an band bee ber da da de den e e en gei gen ho la len li lu lus mei men ne nen ni no o ord qua re rei rit schen schnei se sen si stad st ter ta tan ten ter tu tur u ver vir

Aus vorstehenden 49 Silben sind 9 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben: 1. hohe Auszeichnung, 2. militärischer Rang, 3. militärischer Ausdruck, 4. der Wabe dienendes Insektchen, 5. kommunalpolitische Würde, 6. friedmännliche Empfindung, 7. Teil von Spannen, 8. Künstler, 9. kleine rote Frucht eines Baumes. Sind die richtigen Wörter gefunden, ergeben die Anfangsbuchstaben die Bezeichnung eines sommerlichen Zeitabchnittes.

Irrgarten-Rebus.



Die Anfangsbuchstaben der Bilder sind zu verbinden, wie die Wege des Irrgartens gehen.

BIOCITIN

Die rationelle Pflege des Körpers und der Nerven besteht in erster Linie in zweckmäßiger Ernährung, d. h. einmal in dem Ersatz der verbrauchten Nervensubstanz, des Lecithins, und ferner in der allgemeinen Kräftigung des Organismus durch die entsprechenden Nährstoffe. Ein Nährpräparat, das diesen Anforderungen in idealer Weise entspricht, ist das Biocitin, weil es außer seinem hohen Gehalt an physiologisch reinem Lecithin, hergestellt nach dem patentierten Verfahren des Herrn Prof. Dr. Habermahn, auch noch andere wertvolle Nährstoffe in konzentrierter Form enthält, die Blut und Muskeln neu bilden und den ganzen Organismus kräftigen. Biocitin ist nur in Originalpackungen in Apotheken und Drogerien käuflich. Wir bitten daher minderwertige Nachahmungen zurückzuweisen. Ein Geschmacksmuster sowie eine Broschüre über rationelle Nervenpflege sendet auf Wunsch kostenlos die Biocitin-Fabrik, Berlin S. 61/121.

Große Auswahl
in
modernem
Haarschmuck
empfiehlt
Luise Wolf wtw.,
Parfumerie,
4 Karl-Friedrichstraße 4.
Telephon Nr. 2214. :-

Hemden nach Maß
in bester Ausführung
empfiehlt
Gustav Oberst
Kaiserstraße 88.
Vorrat in Piqué- und farb.
Hemden.

Detektiv-Institut
„Greif“
Adlerstr. 1, part (am Schloßplatz).
Telephon 1252.
Direkt. C. Geugelin, früh. Pol.-Be-
amter, befragt dist. Anstufte,
Ermittlungen, Beobachtungen z.
Nacht-Ansicherung, durchaus tou-
tiniert und zuverlässig.

Herrenschniderei I. Ranges
Hans Leyendecker
Kaiserstr. 177 II.
Telephon 1316.

Propaganda-Offerte!
Sacco-Anzug oder Paletot netto Kasse 90 Mark.
Ausnahmepreis. Lager
prima englischer Stoffe.
Vornehmste Ausführung

GEBR. LEICHTLIN
Zähringerstraße 69
Telephon 48.

Lager feiner Spielkarten, als:
Whist, Piquet, Patience, Bezique, Bridge, Deutsche,
Poker, Cego, Skat, Tarok, Lenormand etc.
Spielkarten-Pressen.

TELL
vorzügliche
6 1/2-Zigarre
empfiehlt
Emmericher
Waren-Expedition
Kaiserstraße 152.

Magen- u. Darmkrankheiten
behandelt durch
Naturheilkunde
R. Schneider Ruppurrerstr. 10 II.
Telephon 1741.
Berater d. Naturheilvereine Karlsruhe
u. Umgegend. Anatomisch u. physio-
logisch gebildet. Ueber 20jähr. Er-
fahrungen. 13 Jahre hier am Platze.
Sprechz. bis 9 Uhr, 1—4, Sonnt. b. 11 U.

Haben Sie
Magen- oder Darmleiden
so versuchen Sie es mit einer
Kur im
Jogurt-Speisehaus
Waldstraße 75
bei der Amalienstraße
Telephon 2944
Sie werden über den Erfolg
erfreut sein.

